

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 55.

Samstag, 6. März.

1915.

(12. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Krideberg.

Nachdruck verboten.

Ich will mich ganz kurz fassen und nur die wichtigsten Dinge erzählen. Der Wächter bewohnte das alte Inspektorenhaus, während das Schloß für die Familie Grening reserviert blieb, die den Sommer dort verlebte. Natürlich hatte Martin bei seinen pflichtschuldigen Besuchen im Schloß auch das gnädige Fräulein kennen gelernt. Er war ein etwas schwerfälliger, langsam sich erwärmender Mensch, aber wenn er erst einmal sein Phlegma abgeschüttelt und sich für etwas begeistert hatte, so gab er sich mit voller Seele hin. Fräulein von Grening hatte es verstanden, ihn in Flammen zu setzen. Als ich ihn eines Tages besuchte, fand ich den besonnenen, vernünftigen Menschen völlig verändert, aufgereggt, übermütig — rasend verliebt. „Ich werde mich verheiraten“, sagte er mir glückstrahlend, aber er nannte nicht den Namen seiner Auserwählten, die Sache sollte auf den Wunsch seiner Braut noch Geheimnis bleiben. Sie hatte also die Gewissenlosigkeit so weit getrieben, sich ihm direkt zu verloben, trotzdem er keineswegs schön und überhaupt ganz und gar nicht ein Mann für eine Dame vom Schlage des Fräulein von Grening war. Aber sie brauchte Geld damals, viel Geld; ihre Mutter hatte Schulden gemacht, die un bequem wurden, und Fräulein von Grening wollte nach Paris reisen, eine willkommene Veranlassung, einem ausschweifenden Toilettenluxus zu fröhnen... Ich habe das alles natürlich erst viel später erfahren.

Eines Tages bekam ich einen Brief von Martin, aber statt der erwarteten Verlobungsanzeige enthielt er eine Bitte um Geld. Er brauchte unbedingt sofort fünftausend Mark, das könne er seinem Vater, den er ohnehin in letzter Zeit stark in Anspruch genommen habe, nicht sagen. Ich möchte doch so gut sein, von unserem gemeinsamen Bekannten Kurt von Lassen, mit dem er in letzter Zeit etwas zerfallen war, die Summe auf meinen Namen gegen Ehrenwort zu borgen — er hafte dafür. Ein Schuldschein war gleich beigelegt. Es hänge von der Beschaffung der Summe unendlich viel für ihn ab, daher hoffe er, daß ich ihm den Freundschaftsdienst erweisen würde. Aber Kurt von Lassen befand sich zu der Zeit gerade irgendwo im Orient, und meine Anstrengungen, die Summe anderweitig zu beschaffen, mißglückten ebenfalls. Lieber Gott, ich war ein Mensch, der gar keine Sicherheit bieten konnte, und so schmerzlich mir es war, mußte ich Martin mitteilen, daß ich ihm nicht helfen könne. Dann hörte ich einige Wochen nichts von ihm, bis ich eines Tages — ich diene damals gerade mein Militärsjahr in der Residenz ab — ein Bilet von ihm bekam mit der Bitte, ihn in einem bestimmten Lokal um acht Uhr abends treffen zu wollen; Geschäfte halber käme er nach Berlin.

Mein Dienst war an dem Tage früh zu Ende, und um den Nachhauseweg zu sparen, begab ich mich schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit in ein neben dem Lokal gelegenes Café, um die Zeitungen zu lesen. Ich

saß lesend in einer Nische, als ich plötzlich Martins Stimme zu hören glaubte, und richtig, da stand er mitten im Zimmer mit einer Dame am Arm und spähte nach einem passenden Tisch umher. Mir gegenüber nahmen sie Platz, Martin kehrte mir den Rücken zu, der Dame konnte ich voll ins Gesicht blicken. Sie war herrlich schön, aber von der Schönheit des Teufels, und ich mußte sofort denken: es ist kein Wunder, daß sich mein harmloser Freund von diesen raffinierten Augen hat fangen lassen. In diesem Moment sah die Dame höchst gelangweilt und verdrossen aus. Wenn das Martins Braut war, so schien von ihrer Seite die Liebe nicht sehr heiß zu sein — ob er das nicht sah? Er sprach zu ihr dringlich, ja flehend, wie es schien, sie gab halbe Antworten, kaum, daß sie die Lippen öffnete, man sah, daß sie sich entschieden ablehnend verhielt. Sie zuckte die Schultern, schüttelte hin und wieder mit eigensinniger Beharrlichkeit den Kopf und lehnte schließlich mit halbgeschlossenen Augen in verführerischer Pose den Kopf an das Holzpaneel der Wand, es ihm überlassend, sich nach besten Kräften allein zu unterhalten.

Der große, starke, stattliche Mensch fuhr sich mit seinen sonnengebräunten, derben Händen aufgeregt ins Haar, sprach noch eine Weile auf sie ein und stützte dann den Kopf wie verzweifelt in beide Hände. Schließlich stand die Dame mit einer spöttisch-verächtlichen Gebärde auf, nahm ihren Schirm, und kaum darauf achtend, ob er ihr folge, schritt sie aus dem Lokal.

Zur festgesetzten Zeit begab ich mich in das Restaurant nebenan, Martin wartete bereits auf mich. Ich erschrak, als ich ihm ins Gesicht blickte, er sah förmlich verfallen aus. An Stelle der ruhigen, vertrauenerweckenden Gleichmäßigkeit von einst und der glühenden Liebeseligkeit der letzten Zeit hatte sich eine unstete Gast seiner bemächtigt. In seinen Augen glühte ein Fieber. Er machte den Eindruck eines Spielers, der alles auf eine Karte gesetzt hat und nun voll nervenzerrüttender Angst auf den Ausgang wartet. „Mensch!“ sagt er, nachdem wir uns kaum begrüßt hatten, „ich muß Geld haben, sofort... fünf-, sechs-, zehntausend Mark, je mehr, desto besser! Für meinen Vater wäre es ja eine Lappalie, es mir zu geben, aber ich glaube, er stellt mich unter Kuratel, wenn ich ihm noch einmal komme. Kannst du mir denn kein Geld schaffen?“

Ich fragte ihn, woher ich es denn nehmen sollte, und er schlug mir vor, ich möchte zu seinem Vater gehen und das Geld für mich zum Beginn eines Geschäftes oder wozu ich sonst wolle, erbitten, er sei mir ja unter allen Umständen sicher dafür, und mir weigere sein Vater nichts. Aus diesem Anerbieten des sonst so peniblen, gewissenhaften Mannes konnte ich am besten sehen, in welcher zerfahrenen Gemütsverfassung er sich befand.

„Aber, Martin, wie kann ich das?“ sagte ich, „das wäre eine schöne Dankbarkeit!“

Er sah es ein, aber nun packte ihn die Verzweiflung. Er wisse nicht, was dann werden solle, klagte er. Ich fragte ihn, ob die Dame, mit der er im Restaurant nebenan gewesen sei, seine Braut sei. Er erschrak; ich sah, wie unangenehm es ihm war, daß ich sie gesehen hatte, und er legte mir strengste Diskretion auf, sie dürfe durch ihn nicht kompromittiert werden, zumal nun wohl alles aus sei. Dabei wußte ich doch nicht einmal ihren Namen. Die Sache kam mir verdächtig vor, und frank und frei fragte ich ihn, ob er das Geld im Interesse seiner Braut verwenden wolle. Er zauderte, wollte nicht mit der Sprache heraus. Ich drang nicht in ihn, denn ich wußte ohnehin, daß der solide Mensch das viele Geld nicht für sich verbrauchte. Aber das sagte ich ihm, daß ich nicht begriffe, wie von einer Geldsumme der Fortbestand seiner Verlobung abhängen könne, ich hätte immer geglaubt, bei einer Ehe, die er einginge, müßte die Liebe die Hauptsache sein.

„Du sprichst, wie du es verstehst“, sagte er abwehrend. „Natürlich weiß sie davon gar nichts. Ich habe ihr Juwelen und Schmuckstücke geschenkt, wie es zwischen Brautleuten Sitte ist. Daß ich ihre Pariser Toilettenrechnungen bezahlt habe, hat sie sicher noch nicht gemerkt. Sie ist eine richtige grande dame, die an Rechnungen nur denkt, wenn sie ihr präsentiert werden, und die nie weiß, ob sie dies oder jenes bereits bezahlt hat oder nicht.“

„Na, höre“, meinte ich, „da' paßt ihr aber schlecht zusammen.“

„Das tun wir auch, das ist ja mein Kummer! Aber nicht wegen jener kleinen Sorglosigkeiten, dafür bin ich ja da, um für alles aufzukommen, sondern weil sie so schön und fein, so herauschend schön, so elegant und schick ist und ich solch ein gewöhnlicher Mensch, solch ein läppischer Bär bin! Die Sorge, daß ich ihr eines Tages nicht mehr genügen könnte, reißt mich fast auf.“

Ich meinte, wenn sie von den zehntausend Mark nichts wisse, so könnte ich erst recht nicht verstehen, wie die Nichtbeschaffung der Summe . . . Er ließ mich nicht ausreden. Das wäre etwas anderes, sagte er, mit den Händen in seinem Haar wühlend, — es sei ihre erste Bitte gewesen, und er hätte so sehr in sie gedrungen, ihm zu sagen, warum sie so bekümmert sei, er wäre doch ihr natürlicher Schutz und Beistand. Da wäre es dann herausgekommen unter Tränen und Schluchzen, daß ihr Vater Schulden habe, der Bruder Oberleutnant habe so viel gekostet; in einigen Tagen sei ein Wechsel von zehntausend Mark fällig, den Papa als Offizier doch einklösen müßte, wenn es nicht die schlimmsten Folgen für ihn haben solle. Aber er sei außerstande dazu und deshalb auf das gewöhnliche Auskunftsmittel verfallen, die Tochter mit einem reichen Mann zu verheiraten — und der sei auch schon gefunden. . . . Kurz, die alte, ziemlich verbrauchte Geschichte. Ehe sie den alten verlebten Freier heirate, nehme sie sich lieber das Leben, und er . . . er schöffe sich eher eine Kugel durch den Kopf, ehe er sie aufgäbe . . .

Er glaubte also selbstenst an das Mädchen, das mir gleich so sonderbar erschien. Warum erklärte er sich nicht einfach dem Vater seiner Braut? Er war doch auch eine „gute Partie“, und sein Vater würde nicht einen Augenblick zögern, dem Schwiegervater seines Sohnes in einer augenblicklichen Verlegenheit beizuspringen. Ich sagte ihm das ehrlich, und da wurde er sichtlich betreten. Das wollte Liddy — hier hörte ich das einzige Mal ihren Namen — nicht, das wäre eben sein Streit mit ihr. Sie sagte, der Zeitpunkt sei nicht günstig, weil der Vater einmal den reichen Freier im Sinn habe, er sei doch noch lange von seinem Vater abhängig. Und da hätte sie ja recht, das müsse er zugeben. Und dann, wie er sei, wäre er doch kaum eine verlockende Partie für ein Mädchen wie sie, zehn würdigere Männer könnte sie haben, das sage er sich selber.

Ich konnte nicht länger an mich halten, und geradeheraus fragte ich ihn, ob er Glück von dieser Ehe er-

hoffe. Da strahlte sein Auge auf. „Wenn ich sie nur erst mein nenne!“ rief er. „Ich habe einen festen Willen, und sie kann so hingebend und schmiegsam sein, sie wird sich führen lassen. Klaus, ich liebe sie unmenssächlich, wahnsinnig . . .“

Ich war ja im Innersten ergriffen. „Es ist gut, Martin“, versprach ich, „ich will sehen, ob ich das Geld von deinem Vater erhalten kann, aber du mußt mir gestatten, ihn, soweit ich für nötig halte, in die Angelegenheit einzumischen.“

Der alte Herr von Bernbühler ist ein sehr humaner und verständiger Mann. Er bemühte sich, die Sache ganz unparteiisch anzusehen, aber wie wir sie auch drehten, sie schien uns bedenklich, die ganze Heimlichkeitserei! Und dann hatte ich aus einigen Äußerungen Martins über seine Schwiegermutter den Verdacht geschöpft, daß viel eher sie als ihr Mann das Geld brauche. Diese Schwiegermutter mit ihrer Präntension und ihrer großartigen Lebensführung schien mir der eigentliche Nervo und Inspirator des Ganzen. Doch wer konnte mit Bestimmtheit voraussagen, ob die Ehe der jungen Leute nicht doch glücklich ausfiele, sobald sie dem Einfluß der Schwiegermutter entzogen wären? Natürlich ahnten wir beide damals schon, wer diese Liddy war. Der alte Herr von Bernbühler wollte es nicht auf sein Gewissen nehmen, durch hartnäckige Weigerung vielleicht das Lebensglück des Sohnes zu opfern, so gab er mir zehntausend Mark für ihn. Ich sandte sie sofort an Martin ab — acht Tage darauf hatte er sich trotzdem erschossen.

(Fortsetzung folgt)



Zwischen den Zeilen lesen und zwischen den Zeilen suchen ist etwas sehr Verschiedenes. Gertrud Wolff-Dirschberg.

Das Schöne im Kriege.

Der prächtige Friedrich Theodor Vischer, der große Prediger des Schönen in unserem Schrifttum, der zugleich selbst ein echter Dichter und ein kernhafter deutscher Mann war, hat im Kriege 1870 spät im Silberhaar das große Erlebnis seines Daseins gefunden und sein Weltgefühl auf eine ganz neue Worte gestellt. Er, der seinen lieben Deutschen so oft im zornigen Ernst und derben Spott einen Spiegel ihrer Unsitte und Fehler vorgehalten, er wurde zum Lobredner des geeinten Vaterlandes, nahm als greiser Wankeltänzer die verstaubte Jugendharfe von der Wand und sang im Ton des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer sein Heldengedicht vom deutschen Krieg. Auch dem Monumentalwerk seiner Ästhetik hat er damals ein neues Kapitel angefügt, indem er in seinem berühmt gewordenen Vortrag „Der Krieg und die Künste“ in unvergänglichen Worten das Schöne im Kriege darstellte. Diese hallenden Worte des Meisters finden heute wieder ihren besonderen tiefen Klang. „Der Krieg ist darum nicht unästhetisch, weil er wild, weil er furchtbar ist“, sagt Vischer. „Denn auch das Schreckliche hat ästhetischen Reiz. Wir legen den Homer nicht weg, wenn wir lesen, mit welcher grausamen Genauigkeit er Verwundungen beschreibt; — wir steigen gern die Treppe des Kapitols hinauf, um die Statue des sterbenden Kämpfers zu sehen, wie er, zu Boden gesunken, mit der breiten Wunde in der Brust, noch einen Augenblick den Oberleib aufrecht hält.“ Aber von dieser Schauerwelt furchtbarer Gefühle, in die uns das Bild der Zerstörung versenkt, wenden wir uns empor zum Bild der zerstörenden Kraft und fühlen uns eins mit dem Helden, wachsen an ihm und mit ihm. „Der Krieg läßt die Kraft erscheinen.“ So leuchtet uns das Bild des wilden, hohen, furchtbar schönen Heros, wenn Achilles auf die Feinde einwütet, „wie ein wirbelnder Waldbrand“; wenn die herrlichen Gestalten der altgriechischen Tempelreliefs gegeneinander stürmen. „Doch nicht nur im Kampfe der einzelnen liegt das sinnlich Schöne des Krieges: das Getümmel, die Menge, der Drang, der unaufhaltsame Sturm und Stoß von Massen vereinigt die tätigen Kräfte zu einer gehäuften und dadurch für Auge und Phantasie um so gewaltigeren Wirkung.“ Und von den

äußeren machtvollen Erscheinungen des Krieges steigen wir auf zu seinem höheren Inhalt. „Es ist die mächtige Bewegung der Seele, es ist das Wild des Willens, der im höchsten Aufschwung seiner ganzen Kraft die Schrecken des Todes nicht fürchtet; es ist noch mehr das Bild seiner Erhabenheit in dem furchtbaren Augenblick, wo von dem hingepferten Leibe scheidend der Geist noch im letzten Seufzer bezeugt, daß es Güter gibt, die ihm mehr gelten als das Leben.

Heldentod ist schöner und großer Tod, am schönsten dann, wenn der Sterbende noch wissen darf, daß der Sieg gewiß ist. „Regt mich in die Sonne, wendet mich nach der Sonne!“ Sie wissen, einer der Unsrigen sagte es, als er tödlich getroffen niederfiel am blutigen Tage von Villiers; er schaute hinein, bis sie sank, die Siegesfunde erreichte ihn noch, und mit dem herrlichen Gestirn des Tages sank auch sein jugendliches Mannesleben hinab.“ Groß und schön ist der Mut des Kriegers im Kampfe, ist die Ruhe des Feldherrn mitten im Feuer, ist das unerschütterte Ausharren ganzer Scharen im Angesicht des ringsum mahenden Todes. „Man sollte meinen, ein Leben, wo jede Stunde solche Schrecknisse bringen kann, müsse eine Menschenseele verdüstern. Aber die Stimmung des Tapfern ist frei und heiter. Es liegt, ich weiß nicht welcher Druck der Bangigkeit auf dem Leben; man braucht nicht feig zu sein, um oft von einem Gefühle beängstigt zu werden, als lauern Gespenster hinter den bekannten Gestalten des Lebens. Es gibt mehr als einen Weg, sich von dieser Angst zu befreien: Arbeit, Wissenschaft, Kunst, Religion — die reine nämlich, denn die trübe macht nur noch mehr Angst — aber einer dieser Wege und nicht der letzte ist außer Zweifel die Fassung des Geistes im Kriege. Wer abgeschlossen hat mit dem Leben, wer entschlossen ist, dem wird das Gemüt hell und wolkenlos mitten unter den drohenden Bildern des Todes, ja doppelt und dreifach genießt er das Gefühl des Lebens. „Gefahrt sein ist alles.“ Offenbart so der Krieg alle Wunder der Kraft, so schafft er freilich auch eine Welt des Leidens. „Die Kunst aber, der Genius des Schönen folgt ihm auch auf diese seine Leidenswege: der Krieg ist darum nicht unästhetisch, weil er Leiden bereitet. Leiden rührt zum Mitleid; das Mitleid aber ist schön, weil es die Fremdheit zwischen Mensch und Mensch aufhebt, weil es getrennte Töne zu einem Akkord vereint.“ Da ist der rührende Schmerz des Abschiedes, wie ihn Homer so wundervoll in dem Bilde verkörpert, da Hector von Andromache und seinem Knäblein scheidet. „Den Anblick trauernder Bräute, Frauen, verwaiseter Familien, denen die geliebten Häupter nicht wiederkehren, wie vermag ihn die Kunst in immer neuen Darstellungen uns zu bringen? Und wie weit ist das Feld der pflegenden, heilenden, tröstenden Tätigkeit der Liebe, die, im Kriege selbst tätig, eine Welt von sittlicher Schönheit hart neben die klaffenden Wunden, Wägen des Blutes und brechenden Augen stellt! Man behauptet, daß den Krieg nicht beurteilen könne, wer nicht ein Feldspital gesehen habe. Wahrlich, auch in die Stätten der Krankheit, der Wunden, des Todes kehrt mit dem Erbarmen der Menschlichkeit der Engel des Schönen ein.“ Und ohne Krieg keinen Sieg! Ohne Sieg kein Heimzug, nicht das Bild der blumengeschmückten Scharen, der Freudenstränen, des Jubels und Jauchzens im wimmelnden Volk, dies Wunderbild, das das Schöne im Kriege bekrönt!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das kriegsfreiwillige Frischchen. Die Knittelverse rühren von einem Wiesbadener Kind her, das lange Zeit in Osnabrück im Schützengraben lag und doch seinen Humor nicht verlor.

Wer niemals kriegsfreiwillig war,
Der ist kein braver Mann,
Drum wurde Frischchen ein Husar,
Weil man da reiten kann.

Sei dachte er sich so'n Gemuß,
Du sitzt stolz zu Ross,
Dieweil der Infanteristen Troß
Mühselig läuft zu Fuß.

Doch die Marie war nur ein Pferd,
Von Lieb sie nichts verstand.
Sie hat voll Born sich abgewandt
Und setzt ihn auf die Erd.

Doch das war nur der Anbeginn,
Viel schlimmer kam es noch.
Als unser Leutnant von der Fim
Die „steifen“ Knochen roch.

Will dieser steife Lehrer dort
Sich endlich mal bemühen,
Und seine krummen Beine fort
Vom Bauch des Pferdes zieh'n?

Will endlich mal den Absatz tief,
Den Bauch heraus er tun,
Er sitzt auf seinem Pferd so schief,
Als wollt' er aus sich ruh'n.

„Der einzig gerade Punkt, mein Herr“,
Und ähnlich ging es fort.
Und Frischchen wird es immermehr
Entsetzlich an dem Ort.

Und als zum ersten Mal den Mist
Mit zarter Hand er faßt,
Da häßt' Gelächter ihn begrüßt,
Daß krumm sich bog ein Ast.

„Na, nur man zu! Nur nicht geniert“,
Haucht ihn der Alte an.
Wenn er die Pfoten sich beschmiert,
Ist selbst er schuld daran.

Wer niemals kriegsfreiwillig war,
Der ist kein braver Mann.
Drum wurde Frischchen ein Husar,
Weil man da reiten kann!

Deutschlands Frauen und die „Hungersnot“. Wir lesen in einer amerikanischen Zeitung, die von der amerikanischen Frauenrechtlerin Mabel Sigote geleitet wird, folgendes: „Man muß Deutschland bereist haben, wenn man die deutschen Frauen kennen lernen will und sehen will, wie sie ihr Los, den Hunger, zu tragen wissen. Nach der Mobilmachung reiste ich am 12. September von Berlin ab und schon damals wußten Leute zu berichten, daß England den Wunsch habe, durch den Wirtschaftskrieg zu siegen. Die deutschen Frauen zeigten eine bewundernswürdige Ruhe. Einige kleine Geister wollten die Läden stürmen, aber das dauerte gerade drei Tage, dann war es zu Ende, und allenthalben hörte man die Antwort: „Nun, wenn wir hungern müssen, dann hungern wir eben, das ist ja das Wenigste, was wir tun können. Unsere Männer geben mehr.“ In Frankreich sah ich, daß die Männer schweren Herzens in den Kampf zogen, sie haben mehr Gemüt (!) und trennen sich schwer von Frau und Kind. Auch die Sorge war groß, ob die Frauen genug zu essen haben werden, und jeder Franzose zeigte eine kindliche Art, eine Art Versorgung im Wehl und Gemütskonferenzen zu Hause zu lassen. Die deutschen Männer ahnten wohl, daß ihre Frauen Heldinnen seien, jedenfalls habe ich nicht gesehen, daß sich einer auch nur im geringsten den Kopf darüber zerbrochen hätte, ob Weib und Kind genügend werden zu essen haben. Der Hunger wird den Deutschen niemals dazu treiben, sich zu ergeben, wenn das die Engländer annehmen, dann kennen sie nicht die deutschen Frauen. Außerdem sind gerade die Deutschen Künstlerinnen, aus Nichts Essen herzustellen. Ich habe gesehen, daß es einer deutschen Frau im Frieden noch, gelungen war, aus Resten von altem Brot und Reis eine geradezu wohl-schmeckende und bekömmliche Nahrung zu machen. Wir haben sie oft verlaßt, daß sie die Brotkrumen zusammenkehren und daraus Suppe machen, daß sie aus Eischeln Kaffee bereiten, daß sie aus Kartoffeln und Kraut Kuchen backen können. Aber jetzt zeigt es sich, wozu ihnen das nützt. Die Französin ist die bessere (!) Hausfrau, denn sie ist mehr im Hause, sie sieht nur darauf, daß sie Wohlbesinden im Heim macht, die Deutsche aber kann sich so einschränken, mit so wenigem auszukommen, daß sie niemals unter dem Hunger leiden wird.“ Das schreibt eine Stodamerikanerin, die gewiß ihre Sympathien auf Seiten der Franzosen hat. Nun, wir hungern nicht, Gott sei Dank, aber wir könnten es, Gott sei Dank, auch.

Geflügelte Worte vom Weltkriege. Große geschichtliche Ereignisse haben stets gewisse Schlagworte gezeitigt, die für die Stimmung der Zeit bezeichnend waren, und so wird sicherlich auch der Weltkrieg, einer der gewaltigsten historischen Vorgänge, die die Welt je erschüttert, zahlreiche „geflogene

Worte" hervorbringen, die im Munde der Nachwelt im Zusammenhang mit der großen Zeit von heute fortleben werden. In einer soeben bei der Schreyerschen Verlagsbuchhandlung erschienenen Sammlung „Geflügelte Worte“, durch die die von Georg Büchmann selbst besorgten Ausgaben seines berühmten Werkes von Adolf Langen bis auf die Gegenwart ergänzt werden, ist der Versuch gemacht, schon jetzt einige solcher geflügelten Worten gewordenen Aussprüche zusammenzustellen. So haben sicherlich die vom Kaiser am 31. Juli, abends, gesprochenen, ewig denkwürdigen Worte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, die beste Antwort darauf, für immer im Gemüt des Volkes zu haften; das gleiche gilt von dem von einer bezeichnenden Handbewegung begleiteten Wort, das der Kaiser am Schluß der Reichstagsöffnung vom 4. August zu einem der Abgeordneten für das Glatz sprach: „Nun wollen wir sie dreschen!“ Ein geflügeltes Wort ist auch schon jetzt jenes kräftige Wort des deutschen Kronprinzen geworden, bei dem er Blüchers volkstümlichen Ausruf „Immer druff“ in der Lothringer Schlacht am 20. August zu „Immer feste druff!“ erweiterte. Allgemeine Geltung hat die Bezeichnung „Unsere Feldgrauen“ oder „Unsere Grauen“ gewonnen, die etwa dem schon früher gebildeten „Unsere Afrikaner“ für in den Kolonien tätige Männer nachgeahmt ist. Geflügelte Worte sind auch bereits die Sätze geworden, mit denen die Reichstagsführung vom 2. Dezember 1914 schloß: „Deutschland läßt sich nicht vernichten!“ und „Wir halten durch“, an das sich in der Rede des Reichskanzlers die eigentlichen Schlüsselwörter knüpfen: „bis wir die Sicherheit haben, daß keiner mehr unsern Frieden stören wird, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kunst pflegen und entfalten wollen als freies Volk!“ Die „Brummer“ oder „die dicke Bertha“ für unsere Mörser, „Kriegsbrot“, „Spatenkrieg“ und andere derartige Worte sind sehr rasch populär geworden; doch wird noch niemand entscheiden können, welche von all diesen Worten bereinst zu „geflügeltsten Worten“ werden. Großes Anrecht auf diese echte Volkstümlichkeit haben jedoch schon jetzt einige Aussprüche des volkstümlichsten unserer Kriegshelden, des Generalfeldmarschalls Hindenburg, so etwa sein berühmtes: „Der wird siegen, der die besseren Nerven hat“ oder: „Je rücksichtsloser ein Krieg geführt wird, desto humaner ist er.“ Weiten Widerhall im deutschen Volke fand auch die prächtvolle Depesche des Gouverneurs von Tsingtau, Meher-Waldeck, am 25. August 1914: „Einstehe für Pflichterfüllung bis auf's äußerste.“

Die Krieg und die Zugvögel. Durch die Zeitungen ging dieser Tage die Mitteilung, daß in den Ländern, in welchen der Krieg tobe, ein höchst merkwürdiges Phänomen beobachtet worden sei, nämlich das vollständige Fehlen des gewöhnlichen Durchzuges der Wandervögel auf ihrem Wege aus dem Norden nach dem Süden. Es sei so, als wenn das fürchterliche Kriegsgelöse den Wanderinstinkt der Vögel betäubt und gelähmt habe. Sie blieben deshalb unbeweglich in den nördlichen Gegenden. Das ist natürlich, wie der „Königsberger Allgem. Ztg.“ von der Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung geschrieben wird, sehr stark übertrieben. So etwas findet nicht statt. Der Wanderinstinkt eines Vogels wird nicht einmal betäubt, wenn man das Tier gewaltsam einfängt und in einen engen Käfig einsperrt, also plötzlich in vollständig geänderte Verhältnisse bringt. In Gefangenschaft gehaltene Zugvögel werden während der Frühjahrs- und Herbstzugszeiten stets im Käfig unruhig sein und aufgeregt hin- und herflattern. Die Zugvögel haben also im Herbst des Vorjahres trotz des Krieges ihre weiten Reisen in altgewohnter Weise angetreten. Sie können jedoch durch die Kriegsunruhe von ihren gewöhnlichen Wegen abgedrängt worden sein. Auch können Standvögel durch die fortgesetzten Beunruhigungen aus ihren Brutrevieren vertrieben worden sein. So sind z. B. in jüngster Zeit Schelladler, die in Polen und Galizien zu brüten pflegen, verhältnismäßig häufig weiter nach Westen zu in Deutschland beobachtet worden.

Ein Italiener auf den ostpreussischen Schlachtfeldern. Mit mehreren ausländischen Berichterstattern hat auch A. Morandotti, der Vertreter des „Corriere della Sera“, eine Fahrt über die Stätten der letzten Kämpfe in Ostpreußen gemacht und berichtet darüber in einem Telegramm aus Berlin vom 22. Februar. Die Reise ging von Insterburg über Goldap

und Lyd nach Grajewo, Augustow und Suwalki, und wenn die Kämpfe auch immer den schlechten Geschmack hatten, zu fliehen und 24 Stunden vor ihnen herzugehen.“ So empfingen die Berichterstatter doch einen Eindruck von dem strategischen Plan des letzten Vorstoßes von Hindenburg, der ihnen als „ein Umfassen mit zahlreichen Führern“ erschien. Sie sahen auch den siegreichen Feldmarschall selbst, der in seinem nicht genannten Hauptquartier immer um 4 Uhr das Haus verläßt und von einer Gruppe Begeisterter lebhaft begrüßt wird; aus der Nähe gesehen, hat die so volkstümliche Gestalt nicht die übertrieben markanten Linien, die ihm die Portraits geben; vielleicht ist er durch den Krieg auch zu seinem Vorteil etwas magerer geworden. Wieder sehen die Berichterstatter dieselben Bilder von Verwüstung, die sie schon einmal, auf ihrer Reise im Oktober in Ostpreußen, erhalten haben; die von ihren Einwohnern verlassenen Städte, besonders Goldap, liegen in Trümmern, während im Gegensatz dazu das erste russische Dorf, in das sie gelangen, Grajewo, unberührt ist. Sie fahren weiter, gegen Augustow. „Die Straße ist vielversprechend. Je weiter man vordringt, um so mehr fühlt man, daß wir, wenn wir bis jetzt nur dem Kriege folgten, nunmehr mit ihm marschieren. Unsere Automobile fahren inmitten von Kolonnen für Proviant, für Munition, vom Roten Kreuz. An manchen Stellen verirrt sich der lange Zug und macht Halt. Hier und da hält ein Soldat ein Schläfchen auf dem Schnee. Wir fahren durch ein weißes, ödes, baumloses Land.“ Die Berichterstatter gelangen nach Barglow auf eine Anhöhe, von der der Blick das letzte Ende der Straße von Augustow beherrscht. „Und auf dieser Straße wohnen wir dem Schicksal der Einnahme bei. Augustow ist schon am Morgen in die Hände der Deutschen gefallen. Truppen, die vom Norden herabkamen, nahmen es ein. Jetzt treffen die vom Süden und Westen ein. Der Kreis ist geschlossen. Wir haben vor uns eine große sumpfige Ebene mit gefrorenen Pfützen. Der Horizont wird von der Linie des Waldes beherrscht, gegen den sich Artilleriewagen abheben. Neben uns gehen, auch von Norden kommend, Reihen von Verwundeten vorüber. Wir fragen: „Augustow?“ Sie antworten: „Augustow.“ Es sind Leichtverletzte mit verbundenen Händen, Armen und Köpfen. Aber von Westen her, zu unserer Linken, entwickelt sich auf der Straße, die die Ebene senkrecht zu unserer Chaussee durchschneidet, ein nicht endenwollender Zug von grauen Ameisen; langsam kommen die Kolonnen uns näher, die eingewickelte Fahne voran. Ein kurzer Strich Wasser trennt sie von der Straße, die ersten waten bergnützig hinein und kommen etwas weniger bergnützig heraus, indem sie sich wie Pudel nach einem unfeinwilligen Bade schütteln; sie werden mit Hurra empfangen. Jetzt ist die ganze Ebene erfüllt von der großen Bewegung, der vorherrschende Eindruck ist der, daß sie konzentrisch um den Kreis zu schließen. Es ist sicher ein großes Bild, das auch auf die Berufsleute Eindruck macht.“ In Augustow sind nach dem Einzug der deutschen Truppen die Fenster und Türen zum großen Teil geschlossen. Fast nur die jüdische Bevölkerung ist zurückgeblieben, aber auch von dieser sind die Reichen davongegangen, weil es gefährlich für sie wäre, den Deutschen einen Dienst zu erweisen. Als die Russen nach der ersten deutschen Besetzung zurückkehrten, haben sie die Zurückgebliebenen schwer bestraft. Als die Nacht herniederfiel, erblickten sie in undeutlichen Umrissen die braune Masse einer unbeweglichen und schweigenden Kolonne: die Gefangenen. Im Vorübergehen fangen sie das Wort „Hunger“ auf. Daß eine reiche Beute an Material und eine besonders große an Gefangenen gemacht wurde, haben sie bereits erfahren; die gegen Grodno geflohenen Russen werden verfolgt, da das Ziel des Vorstoßes sich nicht auf den kleinen Kreis Augustow-Suwalki beschränkt, sondern sehr viel weitergehende Absichten verfolgt. Am nächsten Morgen hören sie Kanonendonner in der Richtung von Grodno, aber ihr Weg führt sie weiter nach Suwalki. „Wir entfernen uns von dem Ort der Handlung, der sich immer weiter nach Südosten verlegt, während wir nach Norden gehen. Aber wir werden doch etwas belohnt. Die Straße von Augustow nach Suwalki ist 90 Kilometer lang, und diese 90 Kilometer schöner grader Straße in einem tiefen Wald waren ein ununterbrochenes militärisches Schauspiel. Manen oder Dragoner, dazwischen Bataillone Infanterie, dann Artillerie, dann wieder Infanterie, Munitionswagen, Wagen vom Roten Kreuz, Fouragewagen, Räder, Vieh, und dann wieder Manen, Infanterie, Artillerie, und so ununterbrochen in geordneter Reihenfolge. Wir hatten schon Truppen von müdem Aussehen längs unserer Straße zu sehen bekommen, aber diese waren frisch, als ob der Krieg gestern begonnen hätte.“